

## 5. Sonntag der Osterzeit C

18. Mai 2025

### 1. Lesung: Apostelgeschichte 14,21b-27

21 In jenen Tagen kehrten Paulus und Barnabas nach Lystra, Ikonion und Antiochia zurück. 22 Sie stärkten die Seelen der Jünger und ermahnten sie, treu am Glauben festzuhalten; sie sagten: Durch viele Drangsale müssen wir in das Reich Gottes gelangen. 23 Sie setzten für sie in jeder Gemeinde Älteste ein und empfahlen sie unter Gebet und Fasten dem Herrn, an den sie nun glaubten. 24 Nachdem sie durch Pisidien gezogen waren, kamen sie nach Pamphylien, 25 verkündeten in Perge das Wort und gingen dann nach Attalia hinab. 26 Von dort segelten sie nach Antiochia, wo man sie für das Werk, das sie nun vollbracht hatten, der Gnade Gottes übereignet hatte. 27 Als sie dort angekommen waren, riefen sie die Gemeinde zusammen und berichteten alles, was Gott mit ihnen zusammen getan und dass er den Heiden die Tür zum Glauben geöffnet hatte.

### 2. Lesung: Offenbarung 21,1-5a

1 Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. 2 Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. 3 Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. 4 Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen. 5 Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu. [Und er sagte: Schreib es auf, denn diese Worte sind zuverlässig und wahr!]

### Evangelium: Johannes 13,31-33a.34-35

31 Als Judas hinausgegangen war, sagte Jesus: Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht. 32 Wenn Gott in ihm verherrlicht ist, wird auch Gott ihn in sich verherrlichen und er wird ihn bald verherrlichen. 33 Meine Kinder, ich bin nur noch kurze Zeit bei euch. [Ihr werdet mich suchen, und was ich den Juden gesagt habe, sage ich jetzt auch euch: Wohin ich gehe, dorthin könnt ihr nicht gelangen.] 34 Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. 35 Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.

### Auslegung

Die drei Texte der heutigen Sonntagslesungen stammen aus sehr unterschiedlichen Gedankenwelten, obwohl es bei allen dreien um dasselbe Grundthema geht. Aber wegen der unterschiedlichen Sprach- und Denkvorstellungen wird der Zusammenhang nicht auf den ersten Blick ersichtlich. – Die **1. Lesung** gibt Einblick in die Entstehung der jungen Kirche. Die **2. Lesung** eröffnet ein strahlendes Bild von der Vollendung der Welt und das **Evangelium** verknüpft beides – die Gegenwart der Jüngergemeinde in dieser konkreten Welt mit dem verklärten künftigen Leben bei und mit Gott.

**1. Lesung:** Paulus und Barnabas sind immer noch auf ihrer ersten Missionsreise, die sie in verschiedene Städte Kleinasiens geführt hat – nach Antiochia in Pisidien, nach Lystra und Ikonion. Überall stärkten sie die Jünger im Glauben und ermunterten sie, daran festzuhalten trotz aller Bedrängnisse. Die Christen in diesen Gemeinden saßen nämlich oft zwischen allen Stühlen. Immer wieder eckten sie an. Da gab es zum einen die altgläubigen Juden, die die junge Gemeinde als Konkurrenz wahrnahmen, die ihnen ihre Mitglieder abwarb, zum anderen die Vertreter der verschiedenen griechischen, römischen und orientalischen Kulte und schließlich die römische Staatsmacht, die zwar die

Vielfalt der Kulte duldeten, aber in jedem Fall die Verehrung des vergöttlichten Kaisers als Bürgerpflicht einforderte. Alle diese Drangsale haben die Christen von Anfang an auch mental in ihre Existenz integriert. Sie gehörten mit hinein in die Nachfolge Jesu, der durch Leiden und Tod zur Auferstehung gelangte. Das Christentum war von Anfang an eine Religion mit hoher Leidensbereitschaft. Dazu brauchten die Christen jedoch immer wieder den Zuspruch und die Ermunterung durch die Apostel (v22). Was aber, wenn die Apostel wieder weiterzogen? In Vers 23 erfahren wir, dass sie als Beistand für die Gläubigen sog. Älteste einsetzten. Hier werden wir Zeugen von der Einsetzung der ersten Ämter in der Kirche. Es ist allerdings fraglich, ob Paulus damals tatsächlich schon Älteste (griechisch: Presbyter) eingesetzt hat, denn in seinen Briefen hat er nie solche erwähnt. Wenn wir bedenken, dass Paulus seine Briefe zwischen 50 und 55 nC geschrieben hat, die Apostelgeschichte aber zwischen 90 und 100 entstanden ist, dann ist davon auszugehen, dass Lukas als Verfasser der Apostelgeschichte spätere Verhältnisse in die Zeit des Paulus zurückverlagert hat. Die Einsetzung der Presbyter weist darauf hin, dass bis ins Jahr 90 bereits ein Generationenwechsel stattgefunden hat. Die Apostel waren gestorben; auf sie folgten die Ältesten. Das war aber nicht in allen Gemeinden gleich. In anderen Gemeinden gab es *Episcopoi* (Aufseher, davon das Wort „Bischof“) und *Diaconoi* (Diakone) als Nachfolger der Apostel, unter den Diakonen auch Frauen. Im Neuen Testament ist die spätere Ämterstruktur noch nicht ausgebildet. Deshalb ist es ungeschichtlich, wenn man heute so tut, als seien die Ämter von Jesus selbst „eingesetzt“ und deswegen dogmatisch zementiert. Das Amt der Presbyter gab es lange vor dem Christentum. Es bestand bereits im Judentum. Zusammen mit dem Hohepriester bildeten die Presbyter den Hohen Rat. Das Amt kommt schon in den Mose-Büchern vor. Mose hatte 71 Älteste eingesetzt. Die frühen Christengemeinden griffen also bei ihrer Ämterorganisation auf jüdische Vorbilder zurück. – Die entscheidende Aussage dieser Lesung steht in Vers 27. Paulus und Barnabas berichteten nach ihrer Rückkehr der Gemeinde von Antiochia in Syrien, dass erstmals Heiden ins Christentum aufgenommen worden sind. Sie deklarierten das aber nicht als ihre persönliche Entscheidung, sondern als Willen Gottes: „*Er hat den Heiden die Tür zum Glauben geöffnet*“.

**2. Lesung:** Aus einem ganz anderen Blickwinkel und in einem ganz anderen Deutungshorizont steht der Text aus der Offenbarung des Johannes. Ganze 20 Kapitel lang wurden die Leser der Offenbarung mit apokalyptischen Schreckensbildern konfrontiert, die den Kampf Satans um die Welt Herrschaft zum Inhalt haben. Im diesem Kapitel, dem 21. und vorletzten, kehrt endgültig der ersehnte Friede ein. Es ist, als ob man aus einem Albtraum erwacht und sich in einer paradiesischen Welt wiederfindet. Daran wird ersichtlich, dass die Offenbarung eigentlich eine Trostschrift ist. Die Kämpfe dieser Welt werden nicht verschwiegen, aber sie haben nicht das letzte Wort. Die Welt endet nicht im Chaos. Der Seher erblickt einen neuen Himmel und eine neue Erde (v1). Sein Weltbild besteht aus drei Stufen: 1. Himmel, 2. Erde, 3. Meer. Das Meer stellte man sich nicht nur als Teil der Natur vor; es ist in der ganzen Offenbarung ein Symbol für die böse, todbringende Unterwelt. Im Kapitel 13 stieg daraus ein Tier mit zehn Hörnern und sieben Köpfen hervor. Auf den Köpfen standen Namen, die eine Gotteslästerung waren – ein Hinweis auf die Verfolgungssituation der Gemeinde. – Doch ab dem 21. Kapitel erscheint die heilige Stadt Jerusalem (21,2). Heilig wird diese Stadt deswegen genannt, weil ihre Bürger der Sphäre Gottes angehören. Dieses Bild von der heiligen Stadt wird überlagert vom Bild der Hochzeit: die heilige Stadt ist die Braut dessen, der auf dem Throne sitzt. Vers 3 enthält die Kernaussage dieses Textabschnitts. Sie ist zugleich der Höhepunkt, das Glanzstück der gesamten Offenbarung: „*Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen...*“ Leider haben an dieser Stelle die Übersetzer etwas gemogelt. Im griechischen Text steht: „*Seht, das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte zelten...*“. Mit dem Wort „Zelt“ wird an das Bundeszelt der Israeliten beim Zug durch die Wüste angeknüpft. Sie haben ihren Gott mit sich geführt und er hat sich mit ihnen bewegt. Dieser Gott verweilte nicht statisch an einem Ort, war nicht eingeschlossen in ein Haus, bzw. in einen Tempel, sondern war mit seinem Volk unterwegs.

Im Unterschied zu den ursprünglichen Texten in den Büchern Exodus 26 und Deuteronomium 31,14-15 bleibt aber in der Offenbarung dieser Gott nicht exklusiv nur beim Volk Israel (oder in der Kirche – könnte man hinzufügen). Es heißt ausdrücklich: „*das Zelt Gottes unter den Menschen*“ (v3). Die Gemeinde des neuen Bundes kennt keine religiösen und nationalen Grenzen mehr. Hier ergibt sich eine Verbindungslinie zur Heidenmission des Paulus in der 1. Lesung. – Die Szene, die nun folgt, ist eine der ergreifendsten im Neuen Testament: „*Er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen*“ (vv3-5). – Vielleicht nehmen wir dieses Wort ein wenig seufzend zur Kenntnis. Was für ein schönes Bild! Was für eine erhebende Vision! Oder ist es nur eine schöne Illusion? Kann man ihr trauen in unseren Zeiten, wo ein menschenverachtender Aggressor ein friedliches Nachbarland überfällt, mordet, quält, niederbrennt und die Welt mit den absurdesten Lügen überzieht? Wir leben angesichts der Weltlage wie in einem Albtraum. Können wir der Vision der Offenbarung trauen? Der Sinn dieser Botschaft ist nicht, so zu tun, als sei das Verheißene schon empirisch bewiesen und müsse morgen so eintreten. Um innerweltliche Empirie geht es dabei nicht. Der Zweck dieser Botschaft ist nicht, die harten realen Fakten zu leugnen und die Leiden dieser Welt zu überspielen, sondern ein Fenster offen zu halten in eine andere Wirklichkeit. Stellen wir uns vor, wir säßen in einem Wartesaal und da werden Bilder eingespielt, von dem, was auf uns zukommt. Da macht es einen Unterschied, ob es Bilder des Schreckens sind oder Bilder der Hoffnung. Diese Bilder verändern uns jetzt schon, während wir im Wartesaal sitzen. Die Bilder des Heils ändern unser Leben jetzt schon, hier in diesem Leben. Wir werden jetzt schon andere, je nachdem, womit wir unseren Geist ernähren. Wer immer nur auf die Schreckensbilder starrt, wird kraftlos und ausgezehrt; wer die Bilder des Heils betrachtet, lebt auf – schon in diesem Leben. Diese Bilder sind nicht erst fürs Jenseits geschrieben, sondern fürs Diesseits. Das Durchhalten hier und jetzt, der Mut, die Kraft, schon für dieses irdische Leben, kommen von den Hoffnungsbildern, von denen wir uns ernähren, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Der Mensch lebt nicht von den dunklen Bildern dieser Welt, sondern von den Bildern, die Zukunft geben. Das Zelt Gottes unter den Menschen: es macht im Hier und Jetzt noch nicht alles neu, aber schon vieles. Wer sich der Dynamik dieses Bildes überlässt, lebt anders – jetzt schon in diesem Leben.

**Evangelium:** Damit gelangen wir unvermittelt in die Denkweise des Johannesevangeliums. Seine Sprache, die uns oft schwer verständlich erscheint, erschließt sich dann, wenn wir uns darauf einlassen, dass jetzt schon die Zukunft angefangen hat. Fragen wir zunächst, wann sich die hier geschilderte Szene abgespielt hat. Kurz vorher hat Jesus an seinen Jüngern die Fußwaschung vollzogen (Joh 13,1-13). Wir befinden uns also unmittelbar vor seinem Leiden. Judas hat sich als Verräter erwiesen und ist hinausgegangen (13,27.31). Es ist das letzte Beisammensein Jesu mit seinen Jüngern und er beginnt nun mit seiner langen Abschiedsrede, die sich über fast fünf Kapitel erstreckt. Sie beginnt mit dem kleinen Wörtchen „jetzt“. „*Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht..*“ Das ist das Typische an der johanneischen Sprache: Alles ist jetzt. Das irdische Jetzt, die Gegenwart heute, auch die Gegenwart des Leidens, fallen immer schon zusammen mit dem göttlichen Jetzt, der Zukunft der Herrlichkeit Gottes. Gleich fünfmal ist in diesen wenigen Worten von Verherrlichung die Rede. Die gegenseitige Verherrlichung von Vater und Sohn erscheint wie ein Sich-Ineinander-Ver-schlingen der menschlichen und der göttlichen Dimensionen. Gott ist im Sohn und der Sohn in Gott. Und so sind beide eins. Und so sind auch die Gegenwart und die Zukunft eins. Es deutet viel darauf hin, dass dieser Text mit der fünffachen Verherrlichung ein frühes Gebet der johanneischen Gemeinde war, ein sog. Hymnus. Da wird nicht gewartet, bis Ostern kommt; da gibt es kein zeitliches Auseinanderfallen von Kreuzigung und Auferstehung, sondern alles ist jetzt in diesen beiden Versen 31 und 32. Die Zeit scheint aufgehoben. – Ab Vers 33 schwenkt der Text wieder zurück in die Zeit: „*Ich bin nur noch kurze Zeit bei euch*“ mit allen Konsequenzen des irdischen Erlebens. Die Jünger werden die Trennung schmerzhaft erfahren; sie werden ihn suchen. Jesus mutet ihnen

die Trennung zu: „*Wohin ich gehe, dorthin könnt ihr nicht gelangen.*“ So unerbittlich ist die irdische Wirklichkeit. Die Gleichzeitigkeit von „Jetzt“ als Verherrlichung und „Jetzt“ als Zeit der Trauer können wir mit unseren menschlichen Sinnen nicht erfassen. Aber die johanneische Sprache tut es. Sie fängt etwas ein, was wir nicht erfahren und erleben können. Selbst wenn wir noch ganz in der irdischen Wirklichkeit stecken – es tut sich ein „Mehr“ auf, ein Übersprung in eine andere Wirklichkeit. Aber es nimmt uns nicht aus der irdischen Wirklichkeit heraus. Diese Sprache ist keine Droge, die uns betäubt und mit der wir uns in eine andere Welt beamen könnten. Diese Sprache ist nicht „Opium für das Volk“. Sie lässt uns hellwach. Bei der Betäubung durch eine Droge steige ich aus der Realität aus und flüchte mich in eine andere Welt, bin vielleicht eine Zeitlang „high“, schlafe aber dann wieder mit voller Wucht auf dem Boden der Realität auf, und hinterher wird alles schlimmer sein als vorher. Bei der johanneischen Sprache ist es anders. Das Typische daran ist: es wird nicht in den Sphären von oben und unten, Tag und Nacht, hell und dunkel, heute und morgen gedacht, sondern immer im Jetzt. Im Grunde genommen ist das sogar ein sehr modernes Denken. Das Jenseits wird nicht gedacht als etwas weit Entferntes. Die Welt wird nicht in ihrem zeitlichen Ablauf gedacht, nicht als Heute und Morgen. Das johanneische Denken kennt nicht das Ende der Welt, das Ende der Zeiten, sondern immer ist jetzt, auch wenn wir das mit unserer irdischen Konstitution nicht annähernd erfassen können. Die Sprache des Johannesevangeliums ist unserer irdischen Erfahrung stets voraus. Sie stellt einen Mehrwert gegenüber unserer Erfahrung dar. Das ist die Logik des Johannesevangeliums: die Gegenwart des Gekreuzigten ist gleichzeitig die Zukunft des Auferstandenen, des Verherrlichten. Nicht vorstellbar? Nicht denkbar? Zunächst ja! Und doch weitet es unseren Horizont, wenn wir uns auf diese Gedankenwelt einlassen und sie immer wieder in uns bewegen. Das hat nichts mit Weltflucht zu tun, nichts mit einem sich Herausstellen aus der Wirklichkeit. Es ist das, was den Gläubigen vom Ungläubigen, den Hoffenden vom Hoffungslosen, unterscheidet. Dabei geht es nicht darum, ob der eine an bestimmte Dogmen glaubt und der andere nicht, sondern es geht um eine andere Denk- und damit Lebensform. Der Gläubige lebt in derselben irdischen Dimension wie der Ungläubige, nämlich in dieser realen Welt mit all ihren Konflikten. Aber der Gläubige lebt gleichzeitig in einer zweiten Dimension, die nach dem Verständnis von Johannes nicht getrennt ist von der ersten, sondern die gleichzeitig mit ihr besteht. Die beiden Dimensionen stehen gerade nicht in einem Verhältnis von oben und unten, von Jenseits und Diesseits, von Zukunft und Gegenwart. Beide bestehen im Hier und Jetzt.

AUGUSTINUS (354-430) hat das in seinem großen Werk *De civitate Dei/ Von der Bürgerschaft Gottes*<sup>1</sup> ähnlich gesehen. Er geht davon aus, dass die *irdische Bürgerschaft/ civitas terrena* und die *Bürgerschaft Gottes/ civitas Dei* nicht in zeitlicher Nachordnung bestehen, sondern gleichzeitig zusammen mit dieser Erdenzeit – die eine sichtbar, die andere unsichtbar. Da gibt es diejenigen Bürger, die sich an die irdische Wirklichkeit klammern, weil sie keine andere haben. Und es gibt die anderen, die zwar auch Bürger dieser Welt sind, aber darin nicht ihr letztes Ziel sehen. Sie sind jetzt schon Bürger zweier Welten. Jetzt schon sind sie Bürger in der Gemeinschaft Gottes. Damit verlieren für sie die Güter dieser Welt ihren Absolutheitsanspruch. – Für AUGUSTINUS besteht der Unterschied zwischen dem Bürger der *civitas terrena* und dem Bürger der *civitas Dei* darin:

„*Jener liebt in seinen Machthabern die eigene Stärke, dieser spricht zu seinem Gott: »Ich will dich lieben, Herr, meine Stärke«*“ (civ XIV,28)<sup>2</sup>.

Jeder, der dieser Wirklichkeit Gottes in seinem Leben Raum gibt, muss nicht vor den irdischen Machthabern erstarren, denn er macht sich an der Stärke Gottes fest. Das augustinische Denken liegt hier ganz auf der Linie des johanneischen Denkens. Beide geben Mut zur Hoffnung – trotz aller Bedrängnisse dieser Welt.

1 Die herkömmliche Übersetzung „Vom Gottesstaat“ ist irreführend, denn unter einem Gottesstaat wird heute eine religiöse, aber sehr weltliche Zwangsherrschaft verstanden wie etwa im Iran und in Afghanistan.

2 Dieses Wort verwendete ANGELUS SILESIVS (1624-1677) als Vorlage für das bekannte Kirchenlied „Ich will dich lieben, meine Stärke“, GL 358.